

Verlag Bibliothek der Provinz

Helmut Buchegger

WENN DER FISCH
IM WASSER WEINT ...

Begegnungen, Reisen, Abenteuer

(nach Tagebuchaufzeichnungen)

Helmut Buchegger
WENN DER FISCH IM WASSER WEINT ...
Begegnungen, Reisen, Abenteuer
(nach Tagebuchaufzeichnungen)

Grafik von Raphael Besenbäck
lektoriert von Dr. Erika Sieder
herausgegeben von Richard Pils

ISBN 978-3-99028-995-2

© *Verlag* Bibliothek der Provinz
A-3970 WEITRA 02856/3794
www.bibliothekderprovinz.at

Umschlagbild: Original des Künstlers Willi Pernerstorfer
aus der Pfarrkirche Mobaye (ZAR), »Der reiche Fischfang«,
bearbeiteter Ausschnitt

INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort von Hubert Gaisbauer	9
Einführung von Msgr. Cyr-Nestor Yapaupa	12
I.	
Afrika – Ein Beginn mit Hindernissen	19
Erste Autoreise nach Zentralafrika	28
Organisation einer afrikanischen Pfarre	55
<i>Sanierung der Kirche von Alindao; Geistliche Schwestern in Alindao; Centre Charles L'Wanga; Entwicklungshelfer und Entwicklungshelferinnen; Seelsorger</i>	
Wie alles angefangen hat	63
Aufbruch – Erste Begegnung mit Afrika	72
<i>Integration und erste Aufgaben; Rückblick auf die Geschichte des Landes; Sklaverei</i>	
Wirtschaft und Leben der Menschen	90
<i>Produktion von Kaffee; Baumwollerzeugung; Diamantenvorkommen; Lokaler Markt; Viehzucht und Reichtum der Natur; »La Gounda« und »Saint Floris«</i>	
Zweite Reise nach Afrika	98
Neue Aufgaben in Alindao	103
<i>Erneuerung des »Centre Charles L'Wanga«; Bau des Sozialzentrums; Engagement im Gesundheitswesen</i>	
Die verhinderte afrikanische Union	111
Autoreise entlang des Nils	114
<i>Aufenthalt in Österreich</i>	
Dritte Reise in die Zentralafrikanische Republik	151
Die Zeit bis zur Heimkehr	169
<i>Entwicklung einer afrikanischen Kirche; Bauliche Tätigkeiten in Pfarre und Gemeinde; Bau eines Untersuchungsraumes im Spital; Urlaubsreise im Land; Abschied von Alindao</i>	

II.	
Neubeginn in Europa	181
Ein Jahr in Lumen Vitae	181
<i>Sprachkurs in Madrid</i>	
Meine Zeit in Waidhofen/Thaya	188
<i>Magisterium; Romero-Preis; Mont Blanc – Hochalpine Tour</i>	
Amtseinführung in Krems St. Veit	196
<i>Bergwochen, Pastoral- und Bautätigkeit</i>	
Vierte Fahrt nach Zentralafrika	200
<i>Agadez – Zentrum des Karawanenhandels</i>	
Reise nach Mexiko	214
Fünfte Reise nach Zentralafrika	219
Reisen in Länder jenseits des Eisernen Vorhangs	241
<i>Reisen nach Rumänien; Ostfahrten in den 60er Jahren;</i>	
<i>Besuch in Presburg; Fahrt nach Rumänien; Reise nach Bulgarien;</i>	
<i>Spannende Russlandreise</i>	
Reise nach Haiti	265
<i>Sklavenhandel; Die »Zitadelle«; Bibelkurs in Port-au-Prince;</i>	
<i>Bei einem Voodoo-Priester</i>	
Reise nach Bolivien	272
Der Traum vom Fliegen	279
Hundertjahrjubiläum in Bangui, Feier und Reflexion	282
Abschied von Krems	288

III.	
Rückkehr nach Zentralafrika	291
<i>Besuch in Ghana; Von Douala nach Bangui; Empfang im</i>	
<i>»Gefängnis«; Mobaye im Jahre 1997; Mobutus Sturz und die</i>	
<i>politischen Konsequenzen; Gesellschaft und politische</i>	
<i>Entwicklung</i>	

Mobaye – mein neues Arbeitsgebiet	304
<i>Gbadolite und der Staudamm; Gesellschaft im Umbruch; Erste</i>	
<i>Flugfabrungen in Afrika; »Ferry-Flight« nach Europa</i>	
Bautätigkeit in der Region	315
<i>Fertigstellung einer Kapelle in Lembo; Paillote; Bau der Garage;</i>	
<i>Außenbordmotor und Einbaum; Kapelle in Tunduru; Kapellenbau</i>	
<i>in Fiato; Ein neuer Flieger</i>	
Ein Jubiläumsjahr mit Herausforderungen	322
<i>Unterstützung im Spital; Erleichterungen im Gefängnis;</i>	
<i>Friedensmarsch; Tod von Bischof Antoine Marie Maanicus;</i>	
<i>Beitrag der Christen für »Gerechtigkeit und Frieden«</i>	
Pastoral in politisch schwierigen Zeiten	332
<i>Bau des Pfarrsaals; Politische Entwicklung; Aktionen in der</i>	
<i>Fastenzeit; Vorfälle in Gemeinden; Bau von Gemeindezentren;</i>	
<i>Mofunga; Ndiagbute</i>	
Tag des afrikanischen Kindes	339
<i>Alltag afrikanischer Kinder; Versuch einer Kindesentführung;</i>	
<i>Sklavenhandel; Unterstützung von Waisenkindern</i>	
Ein Missgeschick meines holländischen Mitbruders	347
Politisches Wetterleuchten und Umsturz	351
<i>Sturz des Präsidenten und die Folgen;</i>	
<i>Ereignisse nach dem Umsturz</i>	
Erweiterung der Kirche in Mobaye	359
<i>Beginn der Arbeiten; Weihe der Kirche</i>	
Flugabenteuer in Zentralafrika	367
<i>Überrascht vom Gewitter; Abenteuerflug Birao – Bangui</i>	
Erlebnisse in den Dörfern	374
<i>Beschneidungen in Lembo; Rettung in letzter Stunde</i>	
Unterstützung für das Gemeinwohl	379
<i>Bau der Schule in Mossombo; Eröffnungsfeier; Christliche Gemeinde</i>	
<i>von Mossombo; Erweiterung des Pfarrhauses; Bau einer Kapelle im</i>	
<i>Dorf Koma</i>	

»Oh dieser kleine Frühling, Taizé!«	390
Toumba Yere – Genossenschaft von Kaffeebauern	394
Leid und Krieg nach 2011	398
Gewalt und Zerstörung	406
<i>Die Hoffnung verlässt uns nie!</i>	
»Afrika wach auf!«	409
<i>Was sind die Tränen dieses Volkes? Was sagt die Kirche in der Zentralafrikanischen Republik? Was sieht es mit der Zukunft aus? Welche Herausforderungen sind zu bewältigen?</i>	
Schlusswort und Dank	416
Orientierungshilfe	418
Literaturverzeichnis	435
Bildnachweis	438
Personenverzeichnis	442
Ortsverzeichnis	446
Sachverzeichnis	451



Spuren im Tiefsand; jeder versucht seinen eigenen Weg

Ein junger Mann aus der Schweiz sprach mich an, denn er wollte per Autostopp nach Zinder reisen. Kurz nach dem Aufbruch gab es eine Reifenpanne. Ein alter Reifen, der durch den Unterdruck heiß geworden war, kündigte den Dienst auf. Der Reifenwechsel in praller Sonne war eine schweißtreibende Arbeit. Dann wurde die Straße immer schlechter, so dass ich im tiefen Sand fuhr. Zwei Stunden lang war ich immer mit dem zweiten Gang unterwegs, unmöglich diese Spur zu verlassen. Der feine Sand erlaubte es nicht, den ersten Gang zu nehmen, weil sich die Räder durch die größere Kraft sofort eingraben würden. Lieber mit weniger Motorkraft unterwegs zu sein, als mit viel Kraft im Sand stecken zu bleiben.

Diese Fahrweise verlangte äußerste Konzentration und machte nach einigen Stunden müde. Dann sah ich, dass sich die Spuren weiter vorne teilten. Ich musste mich rasch entscheiden, welche Richtung ich nehmen sollte. Stehenbleiben und Überlegen kam hier nicht in Frage, denn dann würde ich nicht mehr wegkommen, weil sich die Räder sofort eingruben. Spontan entschied ich mich für die linke Variante und erkannte sehr bald, dass es die falsche war. Die Spuren wurden immer tiefer und zusätzlich begann das Gelände leicht abschüssig zu werden. In einiger Entfernung sah ich, dass dieser Pfad wieder bergauf ging. Es war für mich klar, dass mein Auto das nicht schaffen würde. Aber es gab kein Zurück mehr. Mit Vollgas fuhr ich weiter und versuchte am tiefsten Punkt des Weges, die Spur zu verlassen und rechts davon zu fahren.

Es ging kurze Zeit gut. Das Auto mahlte im Sand; links von mir sah ich die ausgefahrenen Sandspuren von etwa 50 cm Tiefe. Doch auf halber Höhe gab der Untergrund schließlich nach, und das Auto glitt in jene Spur,

die ich vermeiden wollte. Der Sand war so tief, dass das Auto nach einem Meter stillstand. Ich kam mir vor wie in einem Hohlweg aus Sand. Keine Chance, den Wagen nach vorne oder nach hinten zu bewegen.

Wegen des Sandes konnte ich die Wagentür nur einen Spalt öffnen, gerade breit genug, um aussteigen zu können. Ich sah die Bescherung und wusste, dass uns eine mühsame Arbeit erwartete. Wir mussten zurückkommen bis zum tiefsten Punkt der Strecke, um dann irgendwie an anderer Stelle einen Weg zu finden. Die im Sand eingebetteten Vorder- und Hinterachsen mussten freigeschaufelt werden. Dann waren die Vorder- und Hinterräder an der Reihe. Die zwei Meter langen Bauholzpfosten rammte ich unter die Hinterräder, um wenigstens einige Meter zurückzukommen.

Gegen 16 Uhr waren wir, der Tourist und ich, schon ziemlich erschöpft, und als es dämmerig wurde, hatten wir etwa 10 Meter geschafft. Die restlichen 30 Meter wollten wir am nächsten Tag bewältigen, in der Hoffnung, dass uns die morgendliche Frische zu Hilfe kommen würde. Müde von der Anstrengung bezogen wir unser Quartier im Auto und schiefen gleich ein. In der Nacht weckten mich Donner und Blitz. Ich war sofort hellwach und wollte mir das Szenario eines Regens hier in der Wüste gar nicht vorstellen. Käme wirklich ein Regenguss, dann würde unser Auto im Sand eingeschlammmt, und wir müssten enorm viel Zeit und Arbeit aufwenden um herauszukommen. Das könnte Tage und Wochen dauern.

In dieser nächtlichen Stunde war es das erste Mal, dass ich bedauerte, diese Reise angetreten zu haben. Ich begann zu beten, eine solche Angst hatte ich vor den Folgen eines plötzlichen Regens. Aber es blieb – Gott sei Dank – beim Donnergerollen und kein Tropfen fiel auf unseren »Parkplatz«.

Am nächsten Morgen, es war der 9. Juli, wussten wir schon, welche Arbeit uns erwartete. Zeitig in der Frühe, als es noch einigermaßen angenehm frisch war, begannen wir zu schaufeln, denn jeder Meter musste dem Sand abgerungen werden. Es ging tatsächlich leichter als am Abend, und gegen 8 Uhr steckte der Wagen nicht mehr im Sand, sondern stand an der tiefsten Stelle dieser Senke. Damit waren wir zwar aus dem Tiefsand gerettet, befanden uns aber in einer kleinen Mulde umgeben mit feinstem Sand. Jetzt war guter Rat teuer. Welchen Umweg sollte ich riskieren, um herauszukommen? Wie beim Hindernis vor Agadez nahm ich einen Stock und suchte kompakteren Sand, wählte Passagen, die mit wenigen Grasbüscheln



Aasgeier bei einem toten Kamel



Zinder: Trommler erwarten einen Minister



Kano, wichtiges Handelszentrum in Norden von Nigeria und Zentrum des Islam



Kind im Biafra-Krieg, Nigeria

bewachsen waren, weil ich dort einen etwas festeren Untergrund vermutete. Ich kennzeichnete den Weg, dem ich folgen wollte und startete das Auto. Im vorgegebenen Zickzack fuhr ich dann den leicht geneigten Hang hinauf. Manchmal verlangsamte sich das Auto, so dass ich fürchtete wieder stecken zu bleiben. Aber schließlich schaffte der Wagen mühsam diese Stelle, der Sand wurde kompakter, verfärbte sich rötlich, ein Zeichen, dass wir wieder festeren Boden unter den Rädern hatten.

Ein Gefühl großer Erleichterung erfasste mich, denn ich wusste, dass jetzt die schwierigsten Passagen hinter uns lagen. Auf unserem Weg sahen wir Aasgeier, die gerade ein totes Kamel »entsorgten«. Sie sind die »Müllabfuhr« der Wüste und erledigen ihre Arbeit schnell und sauber.

In Aderbissinat, einer kleinen Ortschaft vor Tanout, gab es gerade ein großes Fest mit vielen Jugendlichen. Es waren Burschen, die die Beschneidung und den wochenlangen Aufenthalt in der Einsamkeit hinter sich hatten und nun von der Bevölkerung mit großer Freude empfangen wurden. Ein Ritus des Eintritts in das Erwachsenenalter.

Unser Tagesziel aber war Zinder, nahe der nigerianischen Grenze. Viel war in dieser Stadt nicht zu sehen, aber es gab eine gut ausgerüstete Jugendherberge, in der ich Quartier bezog. Dennoch gab es viel Bewegung in den Straßen, die ich verstand, als ich erfuhr, dass der Vizepräsident des Landes zu Besuch in Zinder weilte, und deshalb Trommler und so viele Menschen auf den Straßen unterwegs waren. Der Tourist aus Agadez verließ mich, denn er wollte in der Stadt bleiben.

Am 11. Juli ging es weiter nach Kano. Die Grenzformalitäten bei der Ausreise waren problemlos. In Nigeria diskutierten die Zollbeamten allerdings sogar über die Möglichkeit, dass mich ein Beamter quer durch Nigeria begleiten sollte. Zum Glück wurde dieser Gedanke wieder fallen

gelassen. Vermutlich wollte keiner die Strapazen der Reise, besonders den Weg zurück, auf sich nehmen.

Kano ist eine Hochburg des muslimischen Glaubens und eine Millionenstadt. Es war Freitag und auf der Straße waren viele Männer, die vom Gebet in der großen Moschee kamen.

Ich blieb nicht in dieser Stadt, sondern setzte meine Reise nach Zaria und Richtung Jos fort. Nahe einer kleinen Ortschaft vor Jos suchte ich einen Platz am Straßenrand, um die Nacht zu verbringen. Ich war sogar zu müde, mir eine fertige Suppe aufzuwärmen. Immerhin war ich von Agadez weg bis hierher 537 Kilometer gefahren, dazwischen lagen zwei Grenzübergänge. Trotz des Hungers schlief ich vor Müdigkeit sofort ein und wurde erst bei Sonnenaufgang wach. Eines hatte ich allerdings übersehen. In der Wüste gab es keine Moskitos oder sonstige Fliegen. Hier in der fruchtbaren Gegend waren sie wieder gegenwärtig. Als ich mich am Morgen in den Spiegel blickte, hatte ich Mühe mich selbst zu erkennen. Ich war geschwollen und aufgedunsen, so dass ich mich nicht einmal rasieren konnte. Ohne Frühstück fuhr ich weiter nach Süden. In der Stadt Jos gab es ein Priesterseminar. Dort machte ich dem verantwortlichen Pater einen Besuch, erzählte von meiner Reise und der nächtlichen Fliegenattacke. Der irische Pater erlaubte mir, eine Dusche zu nehmen, mich zu rasieren und nach der Wüstenfahrt etwas zu kultivieren. Anschließend lud er mich zum Frühstück ein.

Es war Sonntag, der 13. Juli. Ich besuchte den Gottesdienst in einer Kirche um 7 Uhr früh. In Nigeria wirkten die Missionare, »Heilige-Geist-Väter« genannt. Enugu, eine Stadt in der Nähe, soll das größte Seminar der Welt haben, sagte man mir. In dieser Diözese gab es kaum Priestermangel, daher waren viele nigerianische Priester auch im Ausland.

Die Nacht verbrachte ich in Otukpo. Von Ferne hörte ich wie getrommelt wurde; da wurde mir bewusst, dass ich schon tagelang keine Trommel gehört hatte. Von allen Ländern hatte ich nur in Nigeria etwas von Ausgrenzung wegen Rasse oder Religionszugehörigkeit erlebt. Einmal wurde mir an einer Tankstelle sogar der Treibstoff verweigert. Zum Glück hatte ich genügend Reserven in den Dieselfässern, um die nächste Stadt zu erreichen.

Am nächsten Tag, es war der 14. Juli, legte ich die letzten Kilometer bis zur Staatsgrenze nach Kamerun zurück. Dieses Gebiet hatte durch den Krieg in → Biafra traurige Berühmtheit erlangt. Dieser Konflikt in Biafra war der erste afrikanische Krieg, über den auch westliche Journalisten ausführlich berichteten. Die Bilder von hungernden Kindern, getöteten Soldaten und vielen Toten hatten sich in Europa tief ins kollektive Gedächtnis eingebrannt und prägen bis heute die Vorstellung von Afrika. Die Straße zur Grenze war nicht asphaltiert, aber eine gute Buschstraße. Am frühen Nachmittag erreichte ich den Zollposten mit Namen Ekok. Die Formalitäten bei der Polizei und beim Zoll nahmen Zeit in Anspruch, waren aber problemlos erledigt.

Die Straße von der Grenze nach Mamfe war weniger gut, so dass ich erst am Nachmittag die erste Stadt in Kamerun erreichte. Der Priester, der in Brixen seinen Urlaub verbracht und mir mitgeteilt hatte, dass er bald wieder in Kamerun sein würde, war noch nicht angekommen. Auf der Straße aus rotem Laterit ging es am nächsten Tag weiter in Richtung Douala. Auf dem Weg gab es etliche Polizeikontrollen, sicherlich eine Vorsichtsmaßnahme wegen der Nähe zur Grenze nach Nigeria.

Die Information, in der ich dem Verantwortlichen des Zentrums der »Heiligen-Geist-Väter« in der Rue Franqueville mein Kommen ankündigt hatte, war noch nicht eingelangt. Trotzdem gab es einen Platz für mich. Ich blieb einen Tag in Douala und fuhr am 17. Juli nach Yaoundé, der Hauptstadt von Kamerun. Im Gästehaus, »Casba« genannt, wurde ich gastfreundlich aufgenommen und konnte die Nacht über bleiben, obwohl ich nicht angemeldet war. Die Straße von Yaoundé bis Bertoua war stark frequentiert. Besonders gefährlich waren die schweren Holztransporte, die keinen Zentimeter auswichen und sich auf der Straße wie Platzhirsche benahmen. In Bertoua konnte ich wieder in einer Missionsstation übernachten.



Holztransport in Kamerun



Vor der Regenbarriere in Zentralafrika

ten. Ein holländischer Pater erzählte, dass einige seiner Kollegen in der Diözese Bangassou wirkten.

Das Ende meiner Reise kam in Sicht und das Abenteuerliche dieser Fahrt wurde mir mehr und mehr bewusst. Langsam realisierte ich, dass diese Reise gelungen war, selbst wenn noch etwa 1.500 Kilometer bis nach Bangui vor mir lagen.

Der letzte Grenzübergang erwartete mich bei Galoua Boulai, dem Grenzzort auf der Seite von Kamerun. Wie üblich wurden die Papiere von mir und dem Auto geprüft. Die »Ladung« interessierte hier niemanden. In Baboua betrat ich wieder zentralafrikanischen Boden. Die Kontrolle ging rasch vor sich, die Zöllner und Polizisten waren jung und freundlich. Man merkte noch die Frische eines neu gegründeten, jungen Staates, der damals erst 15 Jahre alt, oder besser jung war (Unabhängigkeit seit 1960). Irgendwie hatte ich es jetzt eilig, mein Ziel zu erreichen. Die nächstgrößere Stadt Bouar war nur noch 150 Kilometer entfernt, aber wegen des Regens musste ich die Nacht vor der Regenbarriere verbringen. Da die Straße nicht befestigt war, sondern aus Sand oder Laterit bestand, galt bei Regen ein Fahrverbot für alle Fahrzeuge. Da es Abend war, hatte ich keine Chance mehr weiterzufahren. Erst am nächsten Tag, den 20. Juli, traf ich in Bouar ein, fuhr nach einem Besuch in der Mission weiter und übernachtete in Bossembele.

Am darauffolgenden Tag erreichte ich Bangui, die Hauptstadt der Zentralafrikanischen Republik, das Ziel meiner Reise. Ziemlich genau 8.500 Kilometer lagen hinter mir. Zu meinem Erstaunen traf ich gleich bekannte Gesichter: das Ehepaar Karlheinz und Christine, die zusammen in der Entwicklungshilfe tätig waren. Sie stammten aus Vorarlberg und arbeiteten in



Bangui, Hauptstadt der Zentralafrikanischen Republik



In Bangassou, am Ziel meiner Reise

Kembe im »Kota Da«⁴, einem Haus der »Animation rurale«, wie die Entwicklungshilfe in der Diözese genannt wird. Karlheinz hatte Gelbsucht und musste nach Österreich zurückkehren. Sieben Monate zuvor war ich in derselben Lage gewesen und hatte das Land verlassen müssen. Karlheinz und Christine würden aber in Österreich bleiben.

Innerlich war ich erleichtert und dankbar, dass diese Reise trotz einiger Schwierigkeiten so gut verlaufen war. Nach einigen Tagen der Ruhe und Erholung, verließ ich Bangui, denn das eigentliche Ziel meiner Reise war Alindao in der Diözese Bangassou. Zwar betrug die Entfernung noch etwa 600 Kilometer, aber gemessen an dem, was hinter mir lag, war es eine unbedeutende Distanz.

In der Mission von Alindao wurde ich freundlich begrüßt. Einige Tage später setzte ich die Reise fort, um Bischof Antoine Marie Maanicus in Bangassou zu besuchen.

Wir waren beide dankbar, dass die Überstellung des Autos ohne größere Probleme vor sich gegangen war. Die Diözese hatte ein Fahrzeug mehr, so dass in Zukunft die nötigen Transporte besser bewerkstelligt, Hektik vermieden und bei Krankheit rascher geholfen werden konnte. Dieses Auto würde in Zukunft die Arbeit sehr erleichtern. Neben den finanziellen Vorteilen bei der Verzollung durch die Einfuhr per Achse, blieb das einmalige Erlebnis dieser Reise wie ein unbezahlbares Geschenk in meiner Erinnerung.

⁴ »Kota da«, in Sango »Großes Haus«, Zentrum der kirchlichen Entwicklungshilfe »animation rurale« genannt.

Organisation einer afrikanischen Pfarre

Sanierung der Kirche von Alindao

Nach meiner Ankunft in Alindao setzte ich die begonnene, durch meine Krankheit unterbrochene Arbeit fort. Es ging um die Sanierung der Kirche und die Gestaltung der Decke im Inneren der Kirche. Der neue Kleinlastwagen stand nun jederzeit zur Verfügung und war eine große Hilfe. Es fehlten noch flache Steine für die Pflasterung des Eingangs wie auch entlang der Seitenmauern. Für den Eingangsbereich und die Seitenteile benötigte ich viele Ladungen mit Steinplatten, die von der Ortschaft Ngolo, etwa 29 Kilometer von Alindao entfernt, geholt werden mussten. Die Beteiligung der Bevölkerung war gut. Die Arbeit war nach wie vor mühsam, aber das Transportproblem war seit meiner Rückkehr gelöst.

Etwa 50 Mal fuhr ich zu diesem Bach und legte allein für den Transport der Platten die beachtliche Strecke von 3.000 Kilometern zurück. Die Arbeit zog sich über viele Wochen hin, da wir weniger hektisch arbeiteten und nur eine Fahrt pro Tag machten. Kleinere Steinplatten waren auch bei der Bevölkerung beliebt, denn sie dienten als Unterlage beim Duschen mit dem Kübel und bildeten einen sauberen Untergrund auf dem sandigen oder lehmigen Boden. Kein Wunder also, wenn so manche Steinplatte nicht der Sanierung des Kircheneingangs diente, sondern in der Nacht den Weg ins Wohnviertel fand.

Als die Arbeit rund um die Kirche beendet war, reparierten wir auch die Sprünge in der Mauer und machten die Fugen zwischen den Ziegeln mit Füllmaterial dicht. Wie die Seitenteile der Kirche so änderten wir auch den Haupteingang und ersetzten die Ziegel mit Steinplatten und füllten die Fugen mit Zement.

Auch der Giebel der Kirche hatte Sprünge, durch welche das Regenwasser ins Mauerwerk drang. Das ganze Gebäude war nur mit gebrannten Ziegeln und Lehm als Bindemittel erbaut. Schon nach zehn Jahren zeigten sich erste Mängel, denn schlecht gebrannte Ziegel verlieren schnell die schützende Oberfläche und sind nach wenigen Jahren ausgewaschen. Die Dicke der Mauern garantierte zwar eine Stabilität, doch eine Verschlechterung des Zustandes sollte gestoppt werden. Es war nicht leicht, entsprechendes Material für die Ausbesserung der Giebelmauer zu finden. In Frage kam eine Blechverkleidung, eine Abdeckung mit Zement oder mit gebrannten Dachziegeln.



Arbeit an der Seitenmauer: Pflasterung mit Steinen



Steinpflaster beim Eingangsbereich der Kirche



Die Pfarrkirche von Alindao nach der Restaurierung



Das Doppelgerüst für den Plafond

Es ergab sich zufällig, dass in dieser Zeit das »Centre d'Accueil« in Bangui vergrößert und der Altbestand renoviert werden sollte. Bei dieser Gelegenheit wurde auch das Dach erneuert und die alten Dachziegel durch Wellblechplatten ersetzt. Der Eigentümer bot mir das alte Material gratis an, soweit es noch von guter Qualität war. Ich holte die Dachziegel nach Alindao, und wir deckten damit die Giebelmauern ab. So hofften wir das Problem für kommende Jahrzehnte gelöst zu haben.

Eine andere Herausforderung, die schon seit Jahren aufgeschoben worden war, bildete der Plafond der Kirche. Die Kirche von Alindao war groß, etwa 50 m lang und 20 m breit, ein rechteckiger Bau mit einem Giebel-dach, abgedeckt mit galvanisierten Blechplatten.

Der Dachstuhl wurde innen von 20 Pfeilern abgestützt, wodurch ein dreischiffiger Kirchenraum entstand. In den ersten Jahren nach dem Bau der Kirche wurde nur über dem Presbyterium ein Plafond mit Schiffbrettern befestigt; der Rest blieb unbedeckt. Der Nachteil war die Lärmentwicklung bei starkem Regen. So beschloss das Missionsteam, einen Plafond in der Kirche zu machen. Ein kleiner Anfang war ja schon gemacht, nun sollte der Rest der Kirche folgen. Zuerst benötigten wir ein entsprechendes Gerüst. Da es keine Firma gab, zimmerten wir selbst eines mit sechs Meter langen Kanthölzern und stellten auf diese Arbeitsfläche ein kleineres Gerüst, hoch genug, um an die Querträger zu kommen. Die Arbeiten gingen rasch voran, auch dank des Autos, mit welchem wir das notwendige Holzmaterial zu jeder Zeit von Bangui holen konnten. Der neue Plafond war schön, aber nach einiger Zeit nisteten sich die zahlreichen Fledermäuse in den Zwischenräumen ein. Die Lärmentwicklung dieser Tiere war zwar nicht so stark wie das Geräusch des Regens, aber doch sehr störend; dazu kamen Geruchsentwicklung und Verschmutzung.

Einige Jahre später wurde eine Lösung für diese Plage auf andere Weise gefunden. Einige Schiffbretter wurden entfernt, so dass Zwischenräume entstanden. Die Öffnungen bewirkten einen Luftzug, den Fledermäuse absolut nicht vertragen, so dass sie das Gebäude schließlich verließen. Diese Maßnahme war auf alle Fälle wirksam, denn seit dieser Zeit gab es weder Lärmentwicklung noch Geruchsbelästigung.

Eine katholische Mission in Afrika gleicht einer Pfarre in Europa, nur dass zu den religiösen und pastoralen Aufgaben praktische Tätigkeiten dazukommen, wie Entwicklungshilfe und Bildung. Die Zentralafrikanische Republik liegt im Herzen Afrikas, und Alindao befindet sich in der Mitte des Landes im Süden nahe der Grenze zur Demokratischen Republik Kongo (DRK).

Das Arbeitsgebiet dieser Pfarre war in drei Sektoren aufgeteilt: das Zentrum selbst mit 12 Dörfern, die vom verantwortlichen Pater betreut wurden; der Sektor entlang der Hauptstraße westlich und östlich von Alindao mit etwa 30 Dörfern und ein dritter Sektor, der sich damals nach Norden erstreckte mit etwa 20 Dörfern (Stand 1975). Für das Zentrum wie für die zwei Sektoren war je ein Priester oder Pater verantwortlich. Ich selbst übernahm nach einer Zeit der Einführung die pastorale Arbeit im Zentrum von Alindao, einer Provinzstadt mit etwa 14.000 Einwohnern.

Zur Hauptkirche gehörten wie schon erwähnt noch 12 Seelsorgestellen in den anliegenden Dörfern. Die Gläubigen kamen sonntags zum Gottesdienst in die Hauptkirche; die kleinen Zentren besuchte ich regelmäßig, um Gesprächs- und Gebetsrunden zu halten. Gleichzeitig galt mein Besuch den Kranken in den Dörfern, die ich – wenn nötig – auch ins Spital brachte. Die Gesundheit im Dorf war naturgemäß ein wichtiges Anliegen bei



Teil des Zentrums von Alindao



Alindao – ein Wohnviertel



Sr. Christiane



Sr. Huguette



Sr. Catherine



Sr. Yvonne

Besuchen. Erkrankungen wurden im Denken der Menschen meist nicht auf Viren, Infektionen, Entzündungen, Würmer oder Parasiten zurückgeführt, sondern waren in der Vorstellung der Leute durch geistige Kräfte von Menschen verursacht. Dabei kann es nicht nur um Schaden an Personen gehen, sondern auch um Schädigung der Felder oder Totgeburten bei Tieren.

Bei Unfall, Unglück oder Todesfall werden nicht zuerst die konkreten Ursachen gesucht, sondern man forscht nach einem Schuldigen.

In einem Wohnviertel in Alindao traf ich eine Frau, die seit kurzer Zeit halbseitig gelähmt war. Niemand brachte sie ins Spital. Ihr Mann erklärte mir, dass sie der Geist des Busches, »Ngakola« genannt, geschlagen habe. Niemand würde es wagen, gegen eine solch geistige Kraft vorzugehen, daher blieb die Frau daheim ohne ärztliche Hilfe und Medikamente und siechte dahin. In Wirklichkeit hatte sie einen Schlaganfall erlitten.

Dieser Glaube, dass Menschen die Kraft haben, anderen zu schaden, heißt in Sango, der einheimischen Sprache, → »Likundu«. Wurde eine offizielle Klage eingebracht, dann musste die Polizei eingreifen und den Beschuldigten verhaften. Selbst bei Unfällen mit dem Auto denkt man ebenso. Nicht ein technischer Defekt erklärt die Ursache, sondern Schuld ist ein Mensch, der für diese Tat als verantwortlich angesehen wird.

Es ist eine primäre Aufgabe der Pastoral, Krankheit und Tod aus dem Bereich der Hexerei herauszulösen. Wenn es gelingt, verschwindet viel Angst aus dem Leben der Leute. Da ein Schuldspruch wegen Hexerei immer auch mit einer Strafzahlung verbunden ist, glaube ich, dass auch dies ein Motiv ist, nach Schuldigen zu suchen.

Irgendwann wird die beschuldigte Partei im Gegenzug eine Gelegenheit finden, Anklage gegen ihre früheren Feinde zu erheben und somit ihrerseits eine Strafzahlung zu verlangen.

Der Widerstand gegen den Brauch des Hexenwahns ist groß. Den Weiblichen gegenüber argumentieren die Leute meist, dass wir das nicht verstehen können. Für uns Christen ist klar, dass Schuldzuweisungen solcher Art gegen die Gerechtigkeit verstoßen. Die Bibel selbst spricht eine klare Sprache: »Weder er (das Kind) noch seine Eltern haben gesündigt«, heißt es in Johannes 9,3 bei der Heilung des Blindgeborenen. Gerade solch konkrete Situationen zeigen, wie aktuell die Botschaft der Bibel ist, die von Schuld befreit und zu einer Würde führt, die in Gott verankert ist.

Geistliche Schwestern in Alindao

Die Mission Alindao wurde im Jahre 1936 durch Pater Michel Kandel gegründet. 15 Jahre später kamen 1951 auch Schwestern in diesen Ort. Es waren die Kleinen Schwestern des heiligen Franz von Assisi von Angers, Frankreich. Als ich ankam, waren hier vier Schwestern tätig, jede mit einer bestimmten Aufgabe betraut. Sie wohnten in einem anderen Gebäude und waren spezialisiert für das Krankenhaus, für Behinderte, für die Arbeit im Ausbildungszentrum für Katecheten und für die kirchliche Entwicklungshilfe in den Dörfern.

Schwester Christiane arbeitete als Hebamme und Krankenschwester im staatlichen Spital. Schwester Huguette bemühte sich im Sozialzentrum um Kinder, die Kinderlähmung oder sonst eine Behinderung hatten. Schwester Katherina besuchte die Dörfer und arbeitete mit den Frauen, gründete kleine Genossenschaften und bebaute mit ihnen Gemeinschaftsfelder. Der Verkauf ihrer Produkte wie Maniok, Erdnüsse oder andere Früchte sollte die finanzielle Grundlage des Lebens verbessern. Am besten dafür geeignet war der lokale Markt, da Transportwege abseits der Hauptstraße kaum existierten.



Zentrum für die Ausbildung der Katecheten



Entwicklungshelferin Burgi in Alindao bei der Gewichtskontrolle der Babys



Medikamentenkoffer



Besuch in einem Dorf

tierten. Schwester Yvonne war früher Diätköchin in einem französischen Spital tätig gewesen. Hier kümmerte sie sich um das Haus, kochte für die Schwesterngemeinschaft und hielt Kurse im Zentrum für Katecheten.

Centre Charles L'Wanga

Der Mission angeschlossen war ein Zentrum für die Ausbildung von Katecheten, das → »Centre Charles L'Wanga«, in dem Familien von Katecheten neun Monate lang wohnten. Das Zentrum wurde von Pater Bernard betreut. Bis zu 18 Familien konnten in diesem Zentrum aufgenommen werden. Die Frauen der Katecheten erhielten eine Ausbildung in Lesen und Schreiben, wie auch in praktischen Belangen wie Nähen, Stricken, Kochen und häuslichen Aufgaben.

Entwicklungshelfer und Entwicklungshelferinnen

In der Mission wohnten auch Burschen und Mädchen, die in der Entwicklungsarbeit tätig waren. Je nach Nationalität blieben sie zwei oder drei Jahre und wirkten auf unterschiedlichste Weise.

Französische »Volontaires« blieben meist nur zwei Jahre, wobei Burschen oft den Militärdienst ableisteten. Entwicklungshelfer und Entwicklungshelferinnen aus Österreich blieben in der Regel drei Jahre. Ihre Aufgabe war durch die »Animation rurale« vorgegeben, eine Organisation der Kirche für die Entwicklung des Landes. Für die Landwirtschaft gab es das Projekt der sogenannten »Culture attelée«, den Gebrauch von Zugtieren, um die Feldarbeit zu erleichtern. Dadurch konnten größere Flächen bearbeitet werden, mehr als mit der üblichen Handarbeit. Andere Aufgaben waren Brunnen bauen oder Quellen einfassen, um sauberes Wasser zu ha-

ben. Anni beispielsweise war ausgebildete Krankenschwester und spezialisierte sich auf sogenannte Hausapotheken.

In einem Kästchen fanden wichtige Medikamente Platz, die auch im Dorf von den Frauen angewendet werden konnten. Dabei ging es um fiebersenkende Pillen gegen Malaria, der Hauptursache von Todesfällen, oder um Verbandsmaterial bei Verwundungen oder Salben gegen die berüchtigten Tropengeschwüre. Vor der Übergabe der Medikamentenkiste wurde mit den Dorfbewohnern ein mehrtägiger Einführungsunterricht gemacht, damit die Medikamente auch eine sachgemäße Anwendung fanden. Die Entwicklungshelfer und Entwicklungshelferinnen besuchten die Dörfer und analysierten die Situation: Was könnte im Wohnviertel oder Dorf besser gemacht werden? War die Quelle gereinigt und das Wasser sauber? Gab es viele Krankheiten, Aussätzige, arbeitsunfähige oder verlassene, ältere Menschen? Wie ließen sich Konflikte schlichten und lösen? So verband sich hier biblische Botschaft mit dem Alltagsleben. Gesundheit, Bildung der Kinder, gesunde Ernährung und Kommunikation unter den Menschen waren die Themen des Alltags. Für den Besuch der Dörfer hatten die Helfer und Helferinnen ein Auto zur Verfügung um Behelfe und alles Nötige zum Übernachten mitzunehmen.

Seelsorger

Die Pater besuchten ihre Gemeinden in regelmäßigen Abständen und waren manchmal über eine Woche lang unterwegs. Sie trafen sich mit den Verantwortlichen der christlichen Gemeinde, besprachen Probleme und beschlossen Arbeiten, die für das Kirchengebäude nötig waren.

In den kleineren Dörfern bestanden die Kapellen und Versammlungsstätten meist aus luftgetrockneten Lehmziegeln, waren sehr bescheiden



Katecheten meiner Dörfer



Hondje, mein treuer Begleiter

und nur mit Stroh gedeckt. Die Verantwortlichen der christlichen Gemeinde (Pfarrgemeinderäte) waren für die materiellen Belange zuständig. Oft gab es Streitfälle zu schlichten, die Familien betrafen, oder es ging um praktische Dinge, wie die Verbesserung der Kapelle durch ein neues Dach, oder man wollte überhaupt die Kirche mit Zementziegeln bauen, damit die Mühen wiederholter Reparaturen wegfielen.

Eine wichtige Person war der Katechet. Er war für die sonntägliche Gemeindefeier zuständig und bereitete die Taufbewerber auf den Empfang der Sakramente vor. Für seine Arbeit wurde er von den Pfarrgemeinderäten entlohnt, je nach finanzieller Fähigkeit der Gemeinde. Zweimal in der Woche hielt er üblicherweise eine Glaubensunterweisung für die Katechumenen, besuchte die Kranken und unterhielt den Kontakt mit dem verantwortlichen Priester. Der Empfang der Taufe war genau geregelt. Es wurde eine zweijährige Vorbereitungszeit, ein Katechumenat, verlangt. Unmittelbar vor der Taufe kamen die Bewerber vier Wochen lang in die Hauptmission nach Alindao und wurden in dieser Zeit noch einmal intensiv auf die Taufe vorbereitet. Da der Katechet hauptsächlich für die religiöse und spirituelle Entfaltung der Gemeinde verantwortlich war, lag es nahe, dass ihre Ausbildung ein großes Anliegen des zuständigen Seelsorgers war. Diese geschah in mehrtägigen Kursen in der Zentralmission oder bei der länger dauernden Ausbildung im erwähnten »Centre Charles L'Wanga« für hauptamtliche Katecheten.

Nicht unerwähnt lassen möchte ich meinen Hund »Hondje«, der sieben Jahre lang mein treuer Begleiter war. Er kam ganz zufällig zu uns. Da ich für ihn verantwortlich war und ihn fütterte, suchte er oft meine Nähe und Zuwendung. Wenn wir bei Tisch saßen, legte er seinen Kopf oder seine Pfote auf mein Knie. Er war sehr intelligent und verstand meine Befehle auf Sango, Französisch und Deutsch. Als kleiner Welpen rettete er einmal seinen

Futternapf vor der Katze, indem er den Topf kurzerhand in sein Maul nahm und ihn in eine Mauerecke trug, so dass der Zugang von keiner Seite möglich war. Er hütete das Haus, konnte tagsüber frei herumlaufen, war aber in der Nacht angebunden und meldete eventuelle, ungebetene Besucher.

Wie alles angefangen hat 1950

Die Reise per Auto in die Zentralafrikanische Republik war nicht der Beginn meines Engagements in Afrika. Meine erste Begegnung mit diesem Kontinent hatte bereits zwei Jahre früher, im Mai 1973, stattgefunden. Doch dazu etwas später. Die Ursprünge meines Interesses für Afrika liegen allerdings weiter zurück, in meiner Kindheit. Bis heute sind sie für mich rational nicht ganz erklärbar. Es gab in unsrer Familie keine »afrikaphile« Erziehung, keine Perspektiven für die große Welt. Ich sehe es heute als eine Art Fügung oder eben eine Berufung, der ich folgte, wie man einem Lichtschimmer folgt, der einen Ausweg oder eine Lösung zeigt, oder gar das Ziel sein kann. Dieser Weg war lang, voll von Zweifeln, Rückschlägen und Versuchen, bis ich die Mittelschule gemacht und mich für das Theologiestudium entschied. Eine erste Begegnung hatte es in den Ferien nach der Volksschule im Jahre 1950 gegeben.

Ich musste meinem Heimatpfarrer aufgefallen sein. War es mein Eifer im Ministrantendienst, meine Regelmäßigkeit und Zuverlässigkeit oder sonst ein Umstand, jedenfalls kam eines Tages ein Missionar aus St. Gabriel nach Gerersdorf, wo ich beim Großvater zusammen mit zwei Tanten wohnte. Der Besucher war ein neugeweihter Priester, der Familien besuchte und fragte, ob ein Bub eventuell Interesse am Priesterberuf hätte. Der Ortspfarrer hatte ihn in unsere Familie geschickt. Viel hatte ich von den Gesprächen nicht mitbekommen. Ohne in irgendeiner Form aufdringlich zu sein, ließ er einige Hefte über Afrika und die Mission zurück, die ich später mit großem Interesse las. Ich begleitete ihn ein Stück des Weges, denn ich sollte meinem Großvater, der bereits auf der Wiese war, um Grünfutter für die Tiere zu mähen, die Sense nachbringen. Wir wanderten auf der Sandstraße dahin, und ich beobachtete ihn genau wie er sich in seinem schönen dunklen Anzug mit Priesterkragen von Zeit zu Zeit die Stirn abtrocknete, denn es war ein sehr warmer Sommernachmittag. Eigentlich bedauerte ich meinen Begleiter, der an einem solch schönen Tag



Als Ministrant 1952



Mein erstes Buch 1951

mit schwarzem Anzug bekleidet sein musste. Da fühlte ich mich in meiner kurzen Hose und meinem Hemd viel wohler. Aber es erfüllte mich jedenfalls eine große Freude. Ich hätte damals in ein Gymnasium der Missionare von St. Gabriel in St. Rupert bei Bischofshofen gehen sollen, aber meine Angehörigen lehnten diesen Plan ab, so dass ich weiter die Hauptschule in Pöggstall besuchte.

Geraume Zeit später gab es ein anderes Ereignis, weniger bedeutsam für den Augenblick, aber prägend für meine Zukunft. Es war in der zweiten Hauptschulklasse (1951), wo der Deutschlehrer eine Schulbücherei einrichtete und uns Schüler und Schülerinnen eindringlich ermunterte, doch ein Buch auszuwählen und daheim zu lesen. Es war keine verpflichtende Hausaufgabe, sondern lediglich ein Vorschlag. Ich konnte zwar gut lesen, aber über ein richtiges Buch hatte ich mich bis zu diesem Zeitpunkt noch nicht gewagt, auch deshalb, weil keine entsprechende Literatur zur Verfügung stand. Zwar gab es bei meinem Großvater einige Bücher, die ein pensionierter Oberstudienrat meiner Tante geschenkt hatte, aber diese Lektüre war für mich damals uninteressant. Ich folgte der Empfehlung meines Deutschlehrers und suchte nach einem Titel, der irgendwie meinen Vorstellungen entsprach, obwohl ich große Hemmungen, fast eine Furcht vor diesem Unternehmen hatte. Schließlich entschied ich mich für das Buch mit dem Titel: »Durch Urwald und Wüstensand«

Die Erzählung handelte von einem weißen Buben, der vor seinem allzu strengen Vater per Schiff flüchtete, nach Afrika kam, und alle möglichen Abenteuer mit einem afrikanischen Freund erlebte. Es ist mir heute noch immer ein Rätsel, warum ich gerade dieses Buch gewählt und mit größtem Interesse gelesen hatte. Viel später sollte ich einige der im Buch erwähnten Orte und Landschaften selbst sehen.

Die Ausbildung in unserer Hauptschule war gut. So wurde nach meinem Schulabschluss entschieden, dass ich die neugegründete technische Schule in St. Pölten, »Bundesgewerbeschule« genannt, besuchen sollte. Ich selbst war einverstanden und wollte Elektrotechnik studieren. Im Laufe des Schuljahres aber verlor ich das Interesse, so dass ich diese Studienrichtung wieder aufgab. Obwohl ich nur ein Jahr in dieser Schule verbracht hatte, war der Nutzen für später sehr bedeutsam. Neben Mathematik und Darstellende Geometrie war die schuleigene Werkstätte von enormer Bedeutung für mein späteres Leben. Wir durften Metall bearbeiten, feilen, schweißen, machten Treibarbeiten und erlernten damit den Umgang mit den Materialien Holz und Eisen. Später erinnerte ich mich oft mit Dankbarkeit an diese Zeit, weil mir die so erworbenen Kenntnisse eine ungeahnte Hilfe bei meinem Aufenthalt in Afrika waren. Nach diesem Schuljahr in St. Pölten kehrte ich wieder auf den kleinen Bauernhof meines Großvaters nach Gerersdorf zurück und arbeitete in der Landwirtschaft, ohne rechte Vorstellung von meiner Zukunft zu haben.

In dieser Zeit war es üblich, die Winterkurse der Landwirtschaftlichen Fortbildungsschule zu besuchen. Themen waren Bodenbeschaffenheit, Fruchtfolge, Einsatz von Handelsdünger wie auch Baumschnitt und Holzbearbeitung; aber auch der Umgang mit den Tieren sowie praktische Übungen wie Melken, Geburtshilfe beim Kalben, Klauenpflege und Milchverarbeitung. Obwohl ich fleißig lernte und auch am Hof fast die ganze »Männerarbeit« zu machen hatte, ahnte ich, dass dies nicht mein künftiger Lebensweg sein würde. Ich liebte die Arbeit in der Natur und empfand keinen Überdross dabei, aber es entsprach nicht meiner inneren Sehnsucht, die ich aber nicht benennen konnte. Ich trat in eine Phase meines Lebens, in der ich mit größerem Ernst an meine Zukunft dachte. Es war wie ein neues Erwachen meines Selbstbewusstseins und eine ernste Vertiefung meiner Persönlichkeit. Mein zukünftiges Leben wurde mir plötzlich wichtig und gewann an Bedeutung. Zum ersten Mal stellte ich mir ernsthaft die Frage, was ich denn wirklich in meinem Leben erreichen, schaffen, machen wollte. Viele Tage und Abende wälzte ich diese Gedanken, suchte, grübelte und war mir trotz allem nicht sicher. Ein Grundgedanke begleitete mich in dieser Zeit immer wieder: Ich wollte den Willen Gottes tun! Was er mit meinem Leben geplant hatte, dem wollte ich entsprechen. Aber da war auch das Wissen um meine Fehler und Schwächen. Eingedenk meiner Grenzen dachte ich mir: »Mach es, so gut Du kannst, alles andere ist Sache Gottes.« Diese Ein-

Dieser Kuchen wurde im Keller auf einem Regal, das mit einer Zeitung bedeckt war, kühl aufbewahrt. Ich schnitt ein Stück vom Kuchen ab und entdeckte an der frei gewordenen Stelle ein Modellbild von einem Seminar für Spätberufene in Horn, genannt Canisiusheim, dazu eine kurze Beschreibung mit dem Hinweis, dass dies ein Internat für Jugendliche wäre, die nach der Pflichtschule die Matura machen wollten. Das Studium war in der Aufbaumittelschule in Horn möglich.

War das nicht die Lösung? Ich war völlig überrascht von dieser Entdeckung und konnte es kaum glauben. Bei nächster Gelegenheit nahm ich das Fahrrad und fuhr zu meinem Heimatpfarrer Franz Entner. Als ich davon erzählte, meinte er: »Natürlich kenne ich diese Schule, ich habe selber dort studiert.« Ich war übergelukkig und wertete diese Fügung als ein gutes Zeichen für meine Zukunft. Nun musste ich meine Entscheidung auch zu Hause bekanntgeben.

Die Verwunderung über diesen Entschluss war bei meinen Tanten sehr groß. Da meine Mutter in St. Pölten weilte, besuchte ich auch sie. Ich begleitete sie in ein kleines Geschäft, wo sie Milch kaufte, und auf dem Heimweg eröffnete ich ihr meine Absicht kurz und bündig: »Im Herbst gehe ich zum Studium nach Horn«, sagte ich, »weil ich Priester werden will.« Da blieb sie sofort stehen, stellte die Milchkanne auf den Gehsteig und meinte: »Bist Du verrückt!« Sie machte dann andere Berufsvorschläge, die auch für die Welt nützlich wären. »Werde Bäcker! Brot braucht der Mensch immer«, meinte sie. Aber mein Entschluss war gefasst, ich ließ mich nicht umstimmen.

Mein Heimatpfarrer brachte mich nach Horn in die Aufbaumittelschule, in der ich fünf Jahre bleiben sollte. Zusammen mit über hundert Studenten waren wir im neu gegründeten Canisiusheim untergebracht. Sehr viele von ihnen hatten bereits eine berufliche Vorgeschichte. So lag beispielsweise der Altersdurchschnitt in meiner Klasse schon im ersten Jahr bei 25 Jahren.

Man spürte den Ernst der Entscheidung und auch die Entschlossenheit, die Zeit zu nützen. Meine Angehörigen warnten mich noch vor der Abreise, dass ich für ein solches Studium sicher zu dumm wäre und schließlich mit Schande ins Dorf zurückkehren würde. Aber gerade das hätten sie nicht sagen sollen, denn ich setzte alle meine Energie ein, um Erfolg zu haben. Schon an den ersten Schularbeiten erkannte ich, dass nicht sie,



Melk- und Viehhaltungskurs in Pöggstall



Meine Tanten Hermine und Stephanie mit dem Nachbarn

stellung schenkte mir eine gewisse Gelassenheit und ein Vertrauen, ersetzte freilich nicht die persönliche Entscheidung. Oft ging ich allein durch den Wald, sommers wie winters, um im Gehen in der Natur eventuell eine Entscheidungshilfe zu finden. Manchmal probierte ich das Spiel der Gottesbeweise: Wenn in den nächsten Minuten ein bestimmter Käfer über den Weg läuft, dann weiß ich, dass meine Überlegungen Gottes Wille sind. Wenn dann keiner kam, tröstete ich mich und versuchte es ein anderes Mal wieder.

In dieser Zeit tauchte ein alter Gedanke auf: Da war doch vor Jahren einmal die Idee, Priester zu werden. Dieser Gedanke schlich sich in mein Bewusstsein, setzte sich fest und kam immer wieder an die Oberfläche. War es also das, was ich tun sollte? Was aber, wenn ich nicht berufen, sondern alles nur ein Spiel meiner Phantasie war, ein Wunschdenken ohne realen Hintergrund, eine Idee meinerseits? Schließlich festigte sich dieser Gedanke und wurde zu einer Überzeugung. Bei all diesen Überlegungen blieb ich im Wesentlichen allein, denn ich behielt diese Gedanken für mich.

In dieser Entscheidungsnot ging ich auf Exerzitien nach Wallsee. Ein Pater, der mir von früheren Einkehrtagen in Pöggstall bekannt war, hielt die Exerzitien. Nach einigen Tagen glaubte ich die Antwort gefunden zu haben. Obwohl die Vorträge gar nicht Berufung zum Thema hatten, fand ich persönlich eine positive Antwort auf mein Problem, was mich mit tiefer, innerer Freude erfüllte. Von diesen Exerzitien fuhr ich mit einem Geheimnis im Herzen nach Hause, sagte aber vorerst kein Wort, denn neben dem guten Willen meinerseits, gab es noch einige Hindernisse zu überwinden, vor allem das Studium, da ich bereits 18 Jahre alt war.

Da geschah etwas Eigenartiges. Ab und zu gab es in unserer Familie einen guten Ribiselkuchen, angenehm säuerlich mit einer Zuckerhaube darauf.

sondern ich Recht haben würde. Schließlich maturierte ich im Jahre 1962 mit sehr gutem Erfolg und entschied mich, ins Priesterseminar nach St. Pölten zu gehen.

Beim Eintritt in ein Priesterseminar musste ein Aufnahmegesuch eingereicht werden. Dieses Ansuchen schrieb ich auch, aber wie sich später herausstellte, war es nicht vollständig gewesen, da ich etwas Entscheidendes vergessen hatte. Bald wurde ich zum Regens des Seminars, Kanonikus Wilhelm Mantler, gerufen. Bei diesem Gespräch erinnerte er mich, dass ich im Aufnahmegesuch nicht erwähnt hatte, dass ich Priester der »Diözese St. Pölten« werden wollte. Heute sehe ich, dass mein Unterbewusstsein gut funktionierte. Dem Rektor gegenüber bejahte ich halbherzig meine Absicht hierzubleiben. Anders verlief das Gespräch beim Spiritual, Dr. Alois Hörmer, dem geistlichen Leiter, als ich zu einem der üblichen Besuche im Laufe des ersten Studienjahres eingeladen wurde.

»Wie geht es Ihnen hier?« fragte mich der Spiritual. Meine Antwort verwunderte mich selbst, denn spontan antwortete ich: »Hier bleibe ich nicht.«

»Ja, was wollen Sie denn eigentlich machen?«, kam die erstaunte Frage?

»Ich möchte in einem Missionsgebiet arbeiten!«, war meine Antwort.

Zum ersten Mal hatte ich damals diesen Wunsch ausdrücklich formuliert, ganz spontan, aus dem Inneren heraus. Immer wieder dachte ich daran, in der Mission arbeiten zu können, aber darüber hatte ich bisher mit niemandem gesprochen. Der Spiritual ging auf meine Antwort ein und meinte: »Das können Sie sicher auch als → »Fidei donum« Weltpriester machen.« Das hat mich völlig überrascht und ich antwortete: »Gut, wenn dies möglich ist, dann bleibe ich hier.«

So blieb ich also im Priesterseminar und widmete mich dem philosophisch-theologischen Studium in St. Pölten. Die Zeit des Studiums habe ich in bester Erinnerung. Es gab eine gute Gemeinschaft unter uns Studenten. Zwar stand das Studium an oberster Stelle, aber der wöchentliche freie Tag wie auch die Ferien erlaubten Reisen und Bergtouren, die ich nicht missen möchte.

Die hohen Berge der Alpen (Großvenediger, Wildspitze, Südtiroler Berge und viele andere) lockten uns, forderten uns heraus und wurden bestiegen. Die Gesäuseberge waren gleichsam meine Hausberge, weil sie verhältnismäßig rasch erreichbar waren und auch jeden Schwierigkeitsgrad boten.



Canisiusheim in Horn, 1957–1962



*Mit Freunden auf dem Gipfel des Großglockners;
v. l. n. r.: Karl Bernhart, Otto Kössler*

An ein Ereignis erinnere ich mich immer, weil ich bei dieser Tour zu Sturz gekommen war und sehr viel Glück gehabt hatte. Wir waren mit den Rädern zu dritt nach Schwarzenbach gefahren, denn dort gibt es die Höhlen, das »Trockene Loch« und das »Nasse Loch«. Ausgerüstet mit Fackeln und einem Seil für alle Notfälle stiegen wir in das Nasse Loch ein, wanderten und kletterten teilweise den Höhlengang entlang und kamen zu einer Stelle, an der eine Strickleiter an senkrechter Wand etwa drei Meter aufwärts führte. Wir stiegen hinauf, befanden uns aber sehr bald an einer Stelle, die zu eng wurde. Also mussten wir wieder umkehren. Als ich die Strickleiter betrat, löste sich die Verankerung und ich stürzte etwa drei Meter in die Tiefe. Ich fiel mit dem Rücken auf steinigem Boden, rollte weiter und kam mit dem Gesicht zur Erde zu liegen. Der Schrecken meiner Kollegen war groß und sie riefen sofort, ob etwas passiert wäre. Ich konnte spontan antworten, ein Zeichen, dass ich bei Bewusstsein war. Als sie dann mit viel Mühe bei mir waren, sahen sie meine Verletzungen. Mühsam krochen und kletterten wir zum Ausgang, gingen ins Tal und verständigten die Rettung, die mich nach St. Pölten ins Spital brachte. Mit 15 Nahtstellen am Kopf und am Fuß ging ich ins Priesterseminar zurück, wo mich dann die Kräfte verließen.

Eine Woche später erhielt unser Jahrgang die sogenannten niederen Weihen im Dom zu St. Pölten. Die Nähte am Kopf waren zum Glück schon entfernt, die am Knie gab es noch, so dass ich mich nur mit Mühe niederknien konnte.

Es war auch die Zeit, in der wir manchmal in die schwierig erreichbaren Länder des Ostblocks fuhren, um Kontakt mit Priesterstudenten und deren Verantwortlichen aufzunehmen und geheim Literatur zu überbringen. Doch darüber später ausführlicher.



Priesterweihe 1967

Am 29. Juni 1967 erhielt ich die Priesterweihe und feierte am 2. Juli in Pöggstall die Primiz. Anschließend war ich fünf Jahre lang Kaplan in verschiedenen Pfarren: Langenhart bei St. Valentin, Neulengbach und schließlich in Krems an der Donau.

In diese Zeit fielen neben der pastoralen Tätigkeit viele Bergerlebnisse. Ich konnte die Jugendlichen, auch solche von anderen Pfarren, begeistern, gemeinsame Touren zu machen. Die Ziele waren: Großglockner, Wildspitze, die Gesäuseberge, besonders der Admonter Reichenstein, die Dolomiten und viele andere. Damals nahm ich mir vor, jedes Jahr wenigstens drei Dreitausender zu besteigen, ein Ziel, das ich lange Zeit durchhielt. Ich wurde Kaplan in Krems und fühlte mich wohl.

Dennoch stellte sich mir immer wieder die Frage nach einem Einsatz in der Mission. Ich sprach auch einige Male darüber mit Bischof Zak⁵. Er meinte anfangs: »Lernen sie erst einmal die Diözese kennen!« Doch der Wunsch verschwand trotz besserer Kenntnis der Diözese nicht, und nach fünf Jahren wiederholter Bitte gab Bischof Zak schließlich die Erlaubnis und meinte: »Wenn Sie unbedingt wollen, dann gehen Sie halt!«

Nun begann ein neuer Abschnitt in meinem Leben. Nach diesem Gespräch war der Weg frei, aber ich wusste nicht, wie ich ihn verwirklichen sollte. Ich begann Briefe zu schreiben. Adressaten waren Bischof Friedrich Helmel in Guarapuava, Brasilien, und Bischof José Calasanz Rosenhammer in San Ignacio, Bolivien. Beide waren einverstanden mich aufzunehmen, sprachen von Pfarren, die ich sofort übernehmen könnte. Ich aber zögerte. War es wirklich das, was ich wollte?

Einen letzten Versuch startete ich beim Österreichischen Entwicklungsdienst in Wien. Ich präsentierte mich dort mit dem Wunsch, als Entwicklungshelfer zu arbeiten.

»Welchen Beruf haben Sie denn?«, fragte mich der Leiter des Österreichischen Entwicklungsdienstes Hans Bürstmayr.

»Ich bin Priester in der Diözese St. Pölten.«, war meine Antwort. »Das kann ich so nicht entscheiden«, meinte er, »da müssen wir zuerst eine Sitzung abhalten.« Die Antwort war dann aber negativ. So sah ich meinen Wunsch langsam verschwinden.

Bei dieser Besprechung aber war Weihbischof Alois Wagner als Beauftragter der Bischofskonferenz für den ÖED⁶ anwesend. Er erfuhr von meinem Wunsch und schrieb mir wiederholt Briefe, mit der Frage, ob ich immer noch Interesse hätte.

Und eines Tages kam dann ein Anruf aus Wien, weil Bischof Maanicus aus Bangassou, Zentralafrika, gekommen war und einen deutschsprachigen Priester für seine Diözese suchte, da dort viele österreichische Entwicklungshelfer und Entwicklungshelferinnen arbeiteten. Am folgenden Tag holte ich Bischof Maanicus in Wien ab. Wir fuhren nach Krems, erhielten für den nächsten Tag einen Gesprächstermin bei Bischof Franz Zak und waren auch zum Essen eingeladen. Es wurde beschlossen, dass es einen Vertrag zwischen den Bischöfen und mir geben würde und ich ab September 1972 für die Diözese Bangassou freigestellt war. Damit fiel im Herbst 1971 eine wichtige Entscheidung für mein künftiges Priesterleben.

Im September 1972 ging ich für einen Monat in das Missionskloster St. Gabriel bei Mödling, um mich mit Themen der Mission und der Völkerkunde zu beschäftigen. Für mich persönlich wurde aber bald das Erlernen der französischen Sprache dringlicher, so dass ich anschließend nach Paris flog um Französisch zu lernen. Ich blieb insgesamt acht Monate in Paris und widmete mich dem Sprachstudium.

Hinter mir lag bis jetzt ein Weg des Suchens und die Erfahrung von Pastoral in Pfarren mit verschiedenen Bevölkerungsgruppen: Jugend, Arbeiter, Angestellte und Intellektuelle.

Persönlich neigte ich zu einem Glaubensverständnis, das nicht so sehr die »Seelenrettung« zum Ziel hatte, sondern eher von einer Sorge um das Heil des ganzen Menschen geprägt war, also eine leibliche, politische und universale Dimension hatte.

⁶ ÖED, Österreichischer Entwicklungsdienst, später »Horizont 3000« genannt, eine kirchliche Organisation für Entwicklungsdienste im Globalen Süden.

⁵ Dr. Franz Zak (1917–2004), Bischof von St. Pölten von 1961–1991.

Helmut Buchegger, geb. 1939 in St. Pölten

- 1945–1953 Volks- und Hauptschule in Pöggstall
1953–1954 Kurzstudium an der Bundesgewerbeschule für
Maschinenbau und Elektrotechnik St. Pölten
1954–1957 Arbeit in der Landwirtschaft des Großvaters,
Winterkurse in der Landwirtschaftlichen
Fortbildungsschule Pöggstall
1957–1962 Aufbaumittelschule Horn
1962–1967 Philosophisch-Theologisches Studium St. Pölten,
1962–1967 Reisen in die Staaten des Ostens:
Rumänien (8), Tschechoslowakei (2), Ungarn (2), Russland (3),
Jugoslawien (2), Polen (2), Bulgarien (1) und Ostdeutschland (1)
1967–1982 Priesterweihe und fünf Jahre Kaplanstätigkeit in
Langenhart, Neulengbach, Krems
1972–1973 Studienaufenthalt in Paris
-

1973–1982 Erster Aufenthalt in der Zentralafrikanischen Republik

Reisen von Österreich nach Zentralafrika per Auto

- 1973 Reise per Schiff
1975 Erste Reise mit Lastauto
1978 Zweite Reise mit Lastauto
1981 Dritte Reise nach ZAR mit fünf Autos
1986 Vierte Reise in die ZAR mit drei Autos
1989 Fünfte Reise in die ZAR mit vier Autos

Reisen von Zentralafrika nach Österreich

- 1980 Per Auto von Alindao über Juba, den Nil entlang nach Österreich
1998 Überstellung eines zweimotorigen Flugzeugs von Bangui
nach Rotterdam
1982–1983 Studienjahr bei Lumen Vitae, Brüssel/Belgien
1983 Sprachkurs in Madrid
1983–1984 Kaplanstätigkeit: Maria Lourdes, St. Pölten, Waidhofen/Thaya
-

1984–1997 Pfarrer in Krems St. Veit:

Reisen nach dem Fall des Eisernen Vorhangs: Rumänien 1989
und 1990, Reisen nach Lateinamerika: Mexiko 1988,
Haiti 1990, Bolivien 1992, Fliegerprüfung in Gneixendorf
bei Krems 1993 PPL, Wien 1997 CPL

1997–2011 Zweiter Aufenthalt in der Zentralafrikanischen Republik

- 2011 Rückkehr nach Österreich und Pension

Verlag Bibliothek der Provinz